

**Kurze Einführung in den qualitativ-  
sozialwissenschaftlichen Forschungsstil**  
von Antje Lettau und Franz Breuer

Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Psychologisches Institut III  
Fliegerstraße 21  
48149 Münster

## **Inhaltsübersicht:**

### **1. Zur Einführung**

### **2. „Qualitative“ und „quantitative“ Forschung**

- 2.1. Das „quantitative“ Forschungsmodell
- 2.2. Grundzüge eines „qualitativen“ Forschungsmodells
- 2.3. Qualitative und quantitative Forschungsstrategien: ein unvereinbarer Gegensatz?

### **3. Theoretische und methodische Grundlagen einer qualitativen Psychologie**

- 3.1. Grounded Theory
- 3.2. Forscher-Reflexivität
- 3.3. Feldforschungsmethodik

### **4. Der Forschungsprozess**

- 4.1. Die Fragestellung
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Die Qual der Wahl – auf der Suche nach einer Fragestellung*
- 4.2. Die „Untersuchungsstichprobe“: Theoretical Sampling
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Indizien sammeln - auf der Suche nach dem „Kontrastfall“*
- 4.3. Der Feldzugang
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Auf Entdeckungsreise in fremden Welten*
- 4.4. Das Forschungstagebuch
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Ordnung und Chaos – die Geschichte eines Forschungstagebuchs*
- 4.5. Gespräche mit Feldmitgliedern: „Interviewen“
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Zen in der Kunst des Zuhörens*
- 4.6. Teilnahme und Beobachtung
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Denken vs. Nichtdenken – ein Beobachtungsdilemma*
- 4.7. Die Datenauswertung
  - Beispiel „Meditation“:*  
*„...und plötzlich steht es neben dir“ – Codes, Kategorien, Modelle*
- 4.8. Computergestützte Analyse qualitativer Daten
  - Beispiel „Meditation“:*  
*Schöne neue Computerwelt*

### **5. Gütekriterien qualitativer Forschung**

### **6. Lesetipps**

### **7. Literatur**

## **1. Zur Einführung**

Mit dem folgenden Text möchten wir eine kurze Einführung in die Denkweise und Methodik der sogenannten „qualitativen Forschung“ in den Sozialwissenschaften geben. Neben der Darstellung grundlegender Merkmale eines solchen Forschungsstils werden einzelne Aspekte und konkrete Arbeitsschritte des Forschungsprozesses im Rahmen einer qualitativen Psychologie beschrieben. Der Text richtet sich insbesondere an Leserinnen und Leser, die erwägen, eine eigene „qualitative“ Forschungsarbeit zu beginnen.

Im Rahmen des Psychologie-Studiums spielt die qualitative Methodik zumeist gar keine oder eine untergeordnete Rolle, entsprechende Kenntnisse werden kaum vermittelt. Insofern kann es vor der endgültigen Entscheidung für ein Forschungsprojekt unter dieser Methodenorientierung zu Unsicherheiten bezüglich des methodischen und praktischen Vorgehens sowie der Machbarkeit des Vorhabens kommen. Qualitative Forschung gilt in den Augen vieler als besonders schwierig und langwierig, zugleich wird den Forschungsergebnissen oftmals ein geringerer wissenschaftlicher Erkenntniswert zugesprochen. Qualitative Forschung wird zuweilen als „Vorstufe“ zu quantitativer Forschung (der „wahren wissenschaftlichen Forschung“) angesehen.

Die vorliegende Einführung soll den Leserinnen und Lesern eine erste Orientierung im Hinblick auf die theoretischen Grundlagen qualitativer Forschungsmethodik und das forschungspraktische Vorgehen geben sowie einen realistischeren Eindruck von dem vermitteln, was im Rahmen einer qualitativen Psychologie auf die Forscherin oder den Forscher zukommt. Zur Veranschaulichung der abstrakt-theoretischen Ausführungen werden wir in Teil 4 des vorliegenden Texts die verschiedenen methodologischen Stichworte anhand von Erfahrungen aus der eigenen Forschungsarbeit (Diplomarbeit) der Erstautorin – Antje Lettau – zum Thema „Meditation“ illustrieren.

## **2. „Qualitative“ und „quantitative“ Forschung**

Der hier vorgestellte Forschungsstil einer „qualitativen“ Psychologie unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von einer „quantitativen“ Methodologie. Die folgende Gegenüberstellung einiger Merkmale „qualitativer“ und „quantitativer“ Forschungsstrategien soll einen ersten Eindruck dieser beiden unterschiedlichen methodologischen Herangehensweisen vermitteln.

### ***2.1. Das „quantitative“ Forschungsmodell***

Der Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen ist nach dem quantitativen Forschungsmodell eine bestimmte Frage- oder Problemstellung. Um eine Antwort auf diese Frage bzw. eine Lösung für dieses Problem zu finden, verläuft der „quantitative“ Forschungsprozess, schenkt man den einschlägigen Methoden-Lehrbüchern Glauben, prototypisch nach dem folgenden Muster:

- Zumeist liegen für eine Fragestellung bereits **wissenschaftliche Theorien** vor, die den Anspruch erheben, einen bestimmten Sachverhalt oder ein bestimmtes Ereignis zu erklären. Aus einer vorhandenen Theorie lassen sich durch das logische Schlussverfahren der **Deduktion** überprüfbare Hypothesen ableiten. Da diese Hypothesen aus den jeweils herangezogenen Theorien entwickelt werden, enthalten sie keine „neue“ Information. Ihre Überprüfung soll Aussagen über die Gültigkeit der Theorien ermöglichen und die Erkenntnisgewissheit vergrößern.
- Zur **Überprüfung einer Hypothese** werden darin enthaltene theoretische Begriffe („Konstrukte“) „operationalisiert“. D.h. die der Beobachtung nicht unmittelbar zugänglicher Objekte soll möglich gemacht werden, indem man ihnen bestimmte Indikatoren zuordnet, die gemessen werden können. Es wird ein Untersuchungsdesign (Experiment, Korrelationsstudie u.a.) entworfen, in dem Datenerhebungsverfahren, abhängige und unabhängige Variablen, spezifische Messoperationen etc. im Vorhinein („apriorisch“) festgelegt werden.
- Die **Datenerhebung** richtet sich nach diesem festgelegten Plan. In „Messungen“ werden die relevanten Indikatoren/Verhaltenskategorien an „Versuchspersonen“/„Probanden“ in ihrem Ausprägungsgrad erfasst.
- Die **Datenauswertung** erfolgt mit Hilfe statistischer Prozeduren – prototypisch in Form von Unterschiedsprüfungen. Die Auswirkungen/Effekte der unabhängigen Variablen auf die abhängigen Variablen werden durch einen Vergleich mit „Kontrollgruppen“ überprüft. Über Signifikanzprüfungen versucht man, das Maß der Erkenntnisgewissheit zu bestimmen.
- Die Ergebnisse der Hypothesenprüfung werden dann auf die Ausgangstheorie bezogen. Hat sich die Hypothese bestätigen lassen („bewährt“), gilt das als Indiz für die **Gültigkeit der Theorie**.

Zu diesem Denkansatz, der das Ziel der Herstellung von Erkenntnisgewissheit durch die kritische empirische Prüfung vorhandener Theorien/Hypothesen verfolgt, ist allerdings grundsätzlich zu sagen, dass die angestrebte epistemologische Sicherheit *so nicht* und wohl auch *ganz grundsätzlich nicht* zu erlangen ist (zu der grundlegenden erkenntnistheoretischen Problematik vgl. Breuer 1991).

## 2.2. Grundzüge eines „qualitativen“ Forschungsmodells

Dem skizzierten „quantitativen“ Denkansatz sollen nun Grundzüge eines „qualitativen“ Forschungsmodells gegenübergestellt werden. Dabei muss berücksichtigt werden, dass es im Bereich der qualitativen („hermeneutischen“) Sozialforschung eine Vielzahl unterschiedlicher Linien und Strömungen aus verschiedenen philosophischen und disziplinären Traditionen gibt. Dennoch teilen die meisten der „qualitativen“ Forschungsstile bestimmte Charakteristika, die im Folgenden kurz skizziert werden sollen.

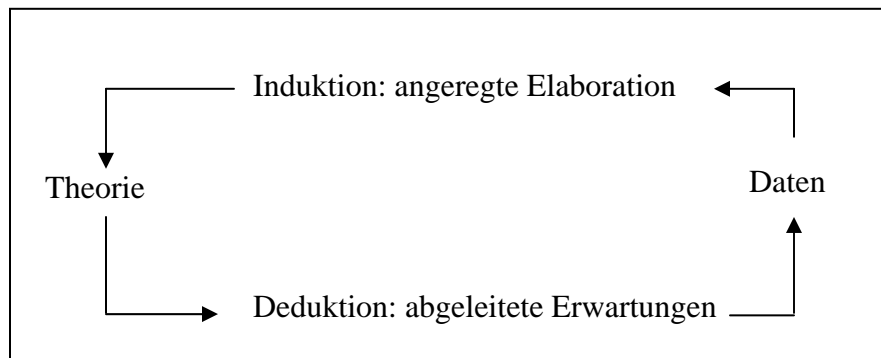
Qualitative Forschung ist von einer großen **Offenheit** in ihren Zugangsweisen zum untersuchten Phänomen geprägt – hinsichtlich relevanter Theorien, Perspektiven, Methoden, Fokussierungen etc. Dies bedeutet z.B., dass das Forschungsinteresse sich im Laufe der Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand ändern kann. Am Beginn der Beschäftigung mit einem Problembereich wählt der Forscher/die Forscherin oftmals einen weiten thematischen Rahmen. Während der Forschungsarbeit ergeben sich Fokussierungen, Modifikationen und

Neuorientierungen des Interesses. Offenheit bedeutet auch, dass der Forschungsprozess im Voraus nicht exakt planbar und prognostizierbar ist.

Durch offene Formen der Datenerhebung und flexible Untersuchungsstrategien möchte der Forscher ein konkretes und plastisches Bild von der *Alltagswelt* seiner Untersuchungspartnerinnen und Untersuchungspartner (nicht: „Versuchspersonen“) gewinnen. Die Betroffenen sollen möglichst selbst „zu Wort kommen“, die Eigensicht der Untersuchungspartner soll erfasst, verstanden und expliziert werden. Dem liegt die Menschenbild-Annahme zugrunde, dass die Betroffenen „selbst-/reflexive Subjekte“ und „Experten/Expertinnen ihrer eigenen Lebenswelt“ sind und von daher in ihren reflexiven Fähigkeiten und ihrer themenbezogenen Kompetenz ernst genommen werden müssen und können. Hierin liegt häufig eine Erkenntnisressource sozialwissenschaftlicher Forschung. Um Einblick in die Lebenswelt seiner Untersuchungspartner/-innen zu bekommen, begibt sich der Forscher/die Forscherin möglichst direkt zum oder nah an den Ort des Geschehens, er/sie geht „ins Feld“ und setzt sich den dortigen Eigenarten, Reglementen, Strukturen etc. aus („Geh-Struktur“ der Forschung - statt „Komm-Struktur“; Breuer, 1996). Qualitative Forschung ist zudem stark am *Einzelfall* (am spezifischen Phänomen) orientiert, der möglichst detailliert und in seinen vielfältigen Facetten erfasst werden soll (statt einer Orientierung an „Mittelwerten“ von „Grundgesamtheiten“). Insofern werden in der Regel – auch aus pragmatischen Gründen – kleine Stichproben untersucht.

Ziel qualitativer Forschung ist zumeist nicht die Prüfung bestehender Theorien, sondern der Fokus liegt stärker auf der *Entwicklung neuer Theorien und Modelle* für bestimmte Gegenstandsbereiche. Insofern spielen induktionslogische Schritte bei der Erkenntnisgewinnung eine größere Rolle. In dem Schlussverfahren der *Induktion* wird aufgrund konkreter Erfahrungen/Beobachtungen auf allgemeine Hypothesen/Theorien geschlossen. Das bedeutet, dass ein so genannter „Erweiterungsschluss“ vom Spezifischen zum Allgemeinen vorgenommen wird. Es lässt sich einwenden, dass solche Schlüsse nicht zu gesicherten Folgerungen führen, da die allgemeinen Gesetze oder Theorien bei diesem Vorgehen lediglich aus einzelnen Beobachtungen erschlossen werden.

Ein Lösungsvorschlag für dieses Problem ist das Verfahren der so genannten „*analytischen Induktion*“. Hier geht man davon aus, dass „im Kopf“ des Forschers bzw. der Forscherin bereits Vorstellungen, Konzepte und/oder Theorien über das Forschungsfeld bestehen. Diese können der wissenschaftlichen Welt und/oder der persönlichen und soziokulturellen Lebenserfahrung der Alltagswelt entstammen. Aus dieser Theorie werden auf deduktivem Weg Erwartungen abgeleitet, die an den empirischen Daten überprüft werden. Dabei spielt die Suche nach Kontrasten und Ausnahmefällen eine besondere Rolle. Durch die Beobachtungen/Daten gelangt man über induktive (kreative) Schritte zu einer Elaboration und/oder Modifikation der Theorie. Genau genommen handelt es sich bei der analytischen Induktion also um eine Verknüpfung von deduktions- und induktionslogischen Denkschritten. Für diesen Erkenntnisweg gibt es vielfältige Darstellungsformen und Terminologien. Auf geistes- und textwissenschaftlichem Hintergrund wird diese Überlegung als *Hermeneutik* – als hermeneutischer Zirkel bzw. hermeneutische Spiralbewegung – bezeichnet. Das folgende Schema veranschaulicht diesen Sachverhalt:



Einen logisch zwingenden Abschluss dieser Prozedur gibt es nicht. Ein „Abbruch-Kriterium“ ist z.B. die so genannte *theoretische Sättigung*, die dann eintritt, wenn beim wiederholten Durchlaufen der Schritte des Schemas keine für die Theorieentwicklung relevanten Neuentdeckungen mehr gemacht werden. Zumeist greifen hier jedoch eher forschungspragmatische Gesichtspunkte, d.h. der Endpunkt der Forschungsarbeit richtet sich einerseits nach Kriterien erreichter Erkenntnisgewissheit, ist andererseits stark durch die Begrenztheit zeitlicher und finanzieller Ressourcen (Abgabetermin) bestimmt.

Die Konzeption der analytischen Induktion bzw. Hermeneutik legt nahe, dass die *Untersuchungsstrategie* nicht a priori festgelegt wird. Die Entscheidungen darüber, welche Phänomene/Daten wann, wo und wie erhoben werden, sind im Verlauf des Forschungsprozesses *sukzessiv* zu treffen. D.h. die Phasen der Datenerhebung und -auswertung sind im Idealfall beständig miteinander verknüpft, sie wechseln einander ab und steuern sich gegenseitig. Gleich mit der Erhebung der ersten Daten beginnt die Auswertungsarbeit (Konzept- und Theorieentwicklung), deren Ergebnisse die Entscheidung über weiter zu erhebende Daten beeinflusst. Diese neuen Daten veranlassen den Forscher/die Forscherin zu einer Modifikation der bisherigen Konzepte – die dann ihrerseits wieder durch hinzukommende Daten verändert werden usf.

Wir möchten noch einen weiteren Aspekt qualitativer Forschungsstrategien ansprechen, der uns sehr wichtig ist: Der Forscher bzw. die Forscherin ist im Forschungsprozess nicht „unsichtbar“. Seine/ihre Rolle im Forschungsfeld, seine/ihre Interaktion mit den Untersuchungspartnern und -partnerinnen, sein/ihr „Reizwert“, seine/ihre Ängste und persönlichen Verunsicherungen spielen in der Forschungsinteraktion, im Forschungsprozess – für das Zustandekommen der wissenschaftlichen Erkenntnis – eine bedeutsame Rolle. Sie sollen daher reflektiert und expliziert werden. Die *Subjektgebundenheit/ Subjektivität* jeder menschlichen Erkenntnis wird in unserem Forschungskonzept als eine Tatsache angesehen – nicht als (zu beseitigender) Makel der Erkenntnissituation. Vielmehr geht es darum, die Subjektivität für den Prozess der Erkenntnisgewinnung produktiv nutzbar zu machen (Breuer, 2003). Dazu gehört z.B. auch eine sorgfältige Explikation der eigenen wissenschaftlich-theoretischen und alltagsweltlichen (aus der persönlichen, sozialen, lebensgeschichtlichen Eigenerfahrung stammenden) Vorstellungen und Konzeptionen vom Untersuchungsfeld (*Präkonzepte*). Durch diese Präkonzepte werden das Erleben und die Sicht auf das Forschungsfeld geprägt. Das Bewusstmachen solcher (Vor-) Urteile und (Vor-) Einstellungen macht sie handhabbarer. Zudem lassen sie sich als Ideenfundus und Heuristik für eine erste annäherungsweise Themenstrukturierung nutzen.

Die folgende Tabelle zeigt eine zusammenfassende Gegenüberstellung der skizzierten Merkmale „qualitativer“ und „quantitativer“ Forschungsstrategien:

<b>„Qualitative“ Forschungsstrategie</b>	<b>„Quantitative“ Forschungsstrategie</b>
„Alltagswelt“-Nähe	„Alltagswelt“-Ferne
Einzelfall-Orientierung	Stichproben-Orientierung
kleine Stichproben	große Stichproben
Verstehen (der Eigensicht der Untersuchungspartner) und Erklären	Erklären
offene Formen der Datenerhebung	geschlossene Formen der Datenerhebung
theoretische (reflektierte) Offenheit (revidierbare „Präkonzepte“)	fixierte Theorie
Theorien-Entwicklung	Theorien-Prüfung
analytische Induktion; Hermeneutik	(logische) Deduktion
flexible, sukzessive Untersuchungsstrategie	apriorisch fixierte Untersuchungsstrategie
Subjektivität und Interaktionshaftigkeit	Objektivität

### **2.3. Qualitative und quantitative Forschungsstrategien: ein unvereinbarer Gegensatz?**

Bei genauerer Betrachtung erweisen sich die Ausdrücke „quantitative“ und „qualitative“ sozialwissenschaftliche Forschungsmethodik als unsinnig. Es gibt viele gute Argumente dafür, dass auch **quantitative Forschung** „qualitative“ Grundentscheidungen trifft, etwa hinsichtlich der Konstitution von Begriffen, Konstrukten, Indikatoren – häufig ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen. Das Wesen des „quantitativen Ansatzes“ ist zudem nicht angemessen dadurch gekennzeichnet, dass hier mit Vorliebe gemessen, gezählt und gerechnet wird. Zentrales Merkmal dieses Begriffs ist vielmehr, wie beschrieben wurde, der – wesentlich deduktionistisch zu kennzeichnende – Denkansatz der „kritischen Prüfung“ existierender/vorgefundener Theorien und Hypothesen. Die Wissenschaftslehre des Kritischen Rationalismus (vgl. zur Kurzcharakteristik Breuer 1991) ist ein prototypischer (und weit verbreiteter) hier zu subsumierender Ansatz. Vertreter des „quantitativen“ Ansatzes orientieren sich am Ideal der Naturwissenschaft.

**Qualitative Methodik** ist demgegenüber nicht wesentlich durch Feindseligkeit gegenüber Zählen und Messen gekennzeichnet. Sie ist – wie dargestellt – vielmehr stärker durch eine Fokussierung

des induktiven Aspekts des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses gekennzeichnet, durch stärkere Konzentration und Reflexion der Bildung und Entwicklung von Begriffen, Konstrukten, Theorien - nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt ihrer „Gegenstandsangemessenheit“. Wie bereits angedeutet, gibt es auch nicht *die* qualitative Methodik – vielmehr versammeln sich unter dieser Bezeichnung eine Vielzahl von Denkansätzen mit mehr oder weniger belangvoller Unterschiedlichkeit, denen eine Orientierung an Konzepten/Ideen wie Hermeneutik, Verstehen, Deuten, Theorieentwicklung u.Ä. gemeinsam ist.

Quantitative und qualitative Methodik werden häufig im Sinne einer Gegnerschaft und Unvereinbarkeit einander gegenübergestellt. Es scheint uns demgegenüber angemessener zu sein, je nach Fragestellung, Themenbereich, Forschungsanliegen, Stand der Theoriebildung etc. zu entscheiden: Welcher methodische Ansatz ist *in diesem Fall* angemessen und angezeigt? Es spricht nichts dagegen, im einen Untersuchungsprojekt nach der Methodologie X, im anderen nach der Methodologie Y zu verfahren, im dritten Projekt gar beide Methodologien in einer Mischung zu benutzen. Voraussetzung für ein solches Handlungsspektrum ist es allerdings, dass ein Forscher bzw. eine Forscherin über entsprechende Fähigkeiten und Qualifikationen in *beiden* Denk- und Vorgehensweisen verfügt – ein Fall, der allerdings nicht allzu häufig anzutreffen ist.

Ein zentrales Kriterium der Entscheidung für einen Erkenntnisweg und eine Methodik in einem konkreten Forschungsvorhaben ist nach unserer Ansicht das der ***Gegenstandsangemessenheit***: Wenn ich als Werkzeug nur einen Hammer besitze, werde ich die Dinge der Welt unabhängig von ihrer spezifischen Beschaffenheit stets nach dem Muster des Nagel-Einschlagens behandeln. Die Idee der Gegenstandsangemessenheit der Methodenverwendung geht demgegenüber davon aus, dass die Charakteristik des Forschungsobjekts für die Gestaltung des Forschungsprozesses *primär*, die Wahl der Instrumente und Methodik demgegenüber *sekundär* sein soll. Geht man beispielsweise in der Humanpsychologie davon aus, dass der „Forschungsgegenstand“, d.h. die Untersuchungspartnerinnen und -partner, über die Fähigkeit der Selbst-/Reflexion verfügen, also genau wie der Forscher/die Forscherin in der Lage sind, über sich selbst, ihre Lebens- und Handlungsweisen etc. nachzudenken und Auskunft zu geben, müssen nach dieser Maxime methodische Verfahren verwendet werden, durch die die Untersuchungspartner/-innen die Möglichkeit bekommen, diese Eigenschaft bzw. Fähigkeit in theoretisch konzeptualisierter Weise auszuüben. Diese Thematik wird häufig auch unter dem Stichwort des „Menschbildes“ behandelt, das in psychologischen Theorien und Methodologien mehr oder weniger explizit enthalten ist.

### **3. Theoretische und methodische Grundlagen einer qualitativen Psychologie**

Bevor im nächsten Abschnitt einzelne Gesichtspunkte und Arbeitsschritte einer qualitativen Psychologie beschrieben werden, skizzieren wir zunächst drei theoretische bzw. methodologische Grundpfeiler des hier vorgestellten Forschungsstils. Dabei handelt es sich um die sog. ***Grounded Theory*** (eine Methodik zur Erkundung und Modellierung sozialer Phänomene), die Idee der ***Forscher-Reflexivität*** (d.h. die Thematisierung der Person und Rolle des Forschers bzw. der Forscherin in der Interaktion mit seinem/ihrem Forschungsgegenstand) sowie die ethnographische ***Feldforschungsmethodik***. Diese drei Traditionen sollen hier kurz umrissen werden als theoretische Rahmung des konkreten forschungspraktischen Vorgehens, das im darauf folgenden Abschnitt beschrieben wird.



### 3.1. *Grounded Theory*

Mit der Grounded Theory steht dem Forscher oder der Forscherin eine umfassende Konzeption des qualitativen Erkenntnis- und Forschungsprozesses zur Verfügung. Dieser Ansatz (übersetzbar mit dem Begriff „gegenstandsbegründete Theoriebildung“) wurde in den neunzehnhundertsechziger Jahren von Barney Glaser und Anselm Strauss (Glaser & Strauss, 1967/1998) begründet, später ausgebaut, modifiziert und didaktisiert (Strauss, 1987; Strauss & Corbin, 1990).

Das Vorgehen des Grounded-Theory-Ansatzes lässt sich in aller Kürze folgendermaßen umreißen: Ausgangspunkt des Forschungsprozesses ist eine gegenstandsbezogene Fragestellung, die sehr offen und allgemein gehalten ist. Mit dieser Frage begibt sich die Forscherin oder der Forscher „vor Ort“ in Kontakt mit „Betroffenen“ bzw. alltagsweltlich Handelnden und sammelt Daten. Mögliche empirische Zugänge sind (teilnehmende) Beobachtung, Gespräche/Interviews, „Dokumente“ des Feldes etc. Es wird also ein weiter Datenbegriff zugrunde gelegt. Zunächst wird eine gewisse Menge an Material zur Auswertung gesammelt. Diese Daten werden detailliert (quasi mikroskopisch) auf ihren konzeptuellen Gehalt hin analysiert (unter der Fragestellung: Auf welche allgemeinen Begriffe/Konzepte verweisen die spezifischen Phänomene bzw. Daten?). In diesem Zusammenhang spricht man von **Kodieren** (s. Abschnitt 4.7.). Aufgrund der ersten Analyse entscheidet der Forscher, welche Phänomene des Untersuchungsfeldes, welche „Fälle“ für seine Fragestellung als nächstes von theoretischem Interesse sein könnten (**Theoretical Sampling**; s. Abschnitt 4.2.). Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang Vergleiche und Kontraste, die geeignet scheinen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zum bisher Gefundenen zu Tage zu fördern. Auch die neu erhobenen Daten werden kodiert. Auf diese Weise erhärten sich bestimmte Konzepte, während andere sich als nicht haltbar erweisen und modifiziert werden müssen. Im stetigen Wechsel zwischen Datenerhebung und Datenauswertung entstehen so gegenstandsbegründete, abstrahierende Kategorien, die im Laufe des Forschungsprozesses immer stärker verdichtet, präzisiert und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Am Ende des Forschungsprozesses steht im Idealfall eine so genannte **Kernkategorie**, die den Schlüssel zum Verständnis des Phänomens liefert und das strukturierende Zentralkonzept für die ge- bzw. erfundenen kategorialen Konzepte darstellt.

### 3.2. *Forscher/innen-Reflexivität*

Beim Eintritt in ein Untersuchungsfeld und im Kontakt mit den Feldmitgliedern erwirbt der Forscher oder die Forscherin eine soziale Position, d.h. er/sie selbst wird Teil des untersuchten Gegenstands/Feldes. Damit geht die Annahme einher, dass die beobachteten Phänomene durch die Präsenz des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin beeinflusst werden. Forschung wird so als ein interaktiver und transaktionaler Prozess betrachtet, in dem es sowohl auf der Seite der Beforschten als auch auf der Seite der Forschenden zu Reaktionen und Gegenreaktionen kommt. Dieser Subjekteinfluss des Forschers/der Forscherin, der vom Standpunkt des üblichen quantitativen, naturwissenschaftlich ausgerichteten Wissenschaftsideals als zu eliminierender **Fehler** angesehen wird, lässt sich als Erkenntnismöglichkeit nutzbar machen. Zur Analyse des Kontakts zwischen dem Forscher und seinem Forschungsobjekt erweist sich der Ansatz von Georges Devereux als erhellend und hilfreich (vgl. Devereux 1984). Die Forschungsinteraktionen werden hier im Hinblick auf die ursprünglich in der Theorienwelt der Psychoanalyse

entstandenen Konzepte der *Übertragung* und *Gegenübertragung* analysiert. Devereux geht davon aus, dass beim Forscher im Kontakt mit seinem Forschungsgegenstand „Reaktionen am eigenen Körper“, Emotionen und Affekte (Verunsicherungen, Ängste etc.) entstehen. Diese subjektiven „Störungen“ können wichtige Informationen über den Wissenschaftler bzw. die Wissenschaftlerin sowie den Forschungsgegenstand liefern – wenn man dafür aufmerksam ist und sie zu „lesen“ weiß. Auch auf Seiten der Forschungspartner/-innen kommt es zu analogen Prozessen. Forschungsdaten sollten also nicht nur im Hinblick auf das Verhalten der Forschungsobjekte analysiert werden, sondern es sollten immer auch „Störungen“, Reaktionen, Strategien etc. auf Seiten der Forscher/ Forscherinnen beachtet und unter dem Gesichtspunkt ihrer gegenstandsbezogenen Informationshaltigkeit analysiert werden. Die psychoanalytischen Konzepte machen auf diese Phänomene aufmerksam, die auch in der/für die Forschungsinteraktion bedeutsam sind. Auch ohne zur Psychoanalyse zu konvertieren oder eine Lehranalyse zu absolvieren, kann nach unserer Ansicht mit dem Grundgedanken fruchtbar gearbeitet werden.

### **3.3. Feldforschungsmethodik**

Ethnographische Forschung findet „vor Ort“ statt, d.h. der Forscher/die Forscherin begibt sich „ins Feld“ und nimmt an den dortigen Interaktionen teil (*teilnehmende Beobachtung* und *Gespräche* mit Feldmitgliedern). Dabei kann der Kontakt zum Untersuchungsfeld bzw. seinen Mitgliedern unterschiedlich intensiv gestaltet werden – angefangen vom einmaligen Gespräch bis hin zu einem längerfristigen Aufenthalt mit entsprechender Beziehungsentwicklung. Auch die Umstände des Zustandekommens, des Aufrechterhaltens und der Beendigung des Kontakts, der „Lebenslauf“ des Forschers/der Forscherin im Feld, sollen möglichst genau analysiert werden, da auch diese kontextuellen Bedingungen und deren Veränderungen höchst informativ für die interessierende Forschungsfrage sein können (Heeg, 1996).

## **4. Der Forschungsprozess**

Nachdem die drei grundlegenden Ansätze für den hier beschriebenen Forschungsstil – *Grounded Theory*, *Forscher-Reflexivität* und *Feldforschungsmethodologie* – kurz umrissen worden sind, sollen die folgenden Ausführungen einen Eindruck vom konkreten forschungspraktischen Vorgehen vermitteln. Dazu werden mögliche Arbeitsschritte sowie Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren vorgestellt. Zur Veranschaulichung der theoretischen Ausführungen berichtet Antje Lettau für die einzelnen Arbeitsschritte von Erfahrungen aus ihrer Forschungsarbeit zum Thema „Meditation“ (s. Lettau, 2005)

### **4.1. Die Fragestellung**

Bei der Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand ist zu berücksichtigen, dass seine Wahrnehmungen und Konzeptualisierungen durch den Forscher/die Forscherin von seinen/ihren Erfahrungen, Vorstellungen und (Vor-) Urteilen beeinflusst werden. Am Anfang der Forschungsarbeit stehen daher die ausführliche Explikation und Reflexion dieser *Präkonzepte* und der Beziehungen in und zum Forschungsfeld im Rahmen eines vorläufigen Anfangsmodells. Im Laufe der weiteren Auseinandersetzung mit dem Gegenstand wird dieses präkonzeptuelle

Modell revidiert und modifiziert. Gerade in den themenbezogen noch offenen Anfangsphasen erweisen sich Diskussionen mit anderen (z.B. im Rahmen eines Forschungsteams, eines Forschungskolloquiums o.Ä.) als hilfreich. Oftmals verschiebt sich der Interessensschwerpunkt der Forscherin oder des Forschers im Laufe der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand. Im Kontakt mit den Untersuchungspartnerinnen und -partnern, durch die Anwesenheit vor Ort und im Zusammenhang mit der Datenauswertung ergeben sich zumeist nicht antizipierte interessante Phänomene und Fragestellungen. Typischerweise ändert sich die Konzeptualisierung des Untersuchungsproblems/-themas mit der Zeit. Die Suche nach dem endgültigen Schwerpunkt der Analyse kann sich bis in die Endphasen der Forschungsarbeit fortsetzen.

**Beispiel „Meditation“:  
Die Qual der Wahl – auf der Suche nach einer Fragestellung**

Zu Beginn meiner Suche nach einem geeigneten Forschungsthema für eine Diplomarbeit stand für mich relativ schnell fest, dass ich mich mit dem Thema „*Meditation*“ befassen wollte. Ich hatte mich vor Beginn meiner Forschungen aus privatem Interesse bereits ein wenig mit verschiedenen Meditationsformen und ihren jeweiligen theoretischen und philosophischen Hintergründen beschäftigt, aber noch nie unter Anleitung eines Lehrers oder zusammen mit einer Gruppe meditiert. Da ich also eine recht ahnungslose Anfängerin war, die über die Praxis der Meditation, den Ablauf einer Meditationssitzung in der Gruppe, die Bedeutung und Rolle eines Meditationslehrers und andere „meditationsrelevante“ Themen kaum etwas wusste, gestaltete sich meine Suche nach einer geeigneten Fragestellung zunächst sehr offen. In einem ersten Interview mit einem Zen-Meditierenden versuchte ich, eine Reihe verschiedener Aspekte anzusprechen, von denen ich annahm, dass sie für mein Forschungsinteresse von Bedeutung sein könnten. Es stellte sich in diesem ersten Gespräch schnell heraus, dass eine Reihe meiner Präkonzepte der Darstellung meines Gesprächspartners herzlich wenig entsprachen. Zum Beispiel hatte ich *Zen* zunächst unreflektiert mit *Zen-Buddhismus* gleichgesetzt, und unterstellte meinem Interviewpartner fälschlicherweise in meiner allerersten Frage, er sei zum Buddhismus konvertiert. Dieses Missverständnis ließ sich jedoch schnell ausräumen, und ich wurde eines Besseren belehrt: Zen wird in der Sichtweise meiner Interviewpartnerinnen und -partner zumeist weniger als Religion begriffen, sondern eher als ein Weg – technisch gesprochen: eine Methode – mit der Erfahrungen jenseits des Alltagsbewusstseins gewonnen werden können und eine „tiefer Form menschlicher Daseinserfahrung“ zu erreichen ist. In meinem ersten Gespräch lernte ich des Weiteren, dass viele Zen-Meditierende nur ungern über Erfahrungen sprechen, die sie während der Meditationssitzungen machen. Solche Erlebnisse werden als der engen Privatsphäre zugehörig angesehen und sollten nicht mit Außenstehenden oder anderen Mitgliedern der Meditationsgruppe besprochen werden. Der eigene Meditationslehrer ist der einzige „offizielle“ Ansprechpartner für solche Themen. Diese Beispiele zeigen, dass viele Aspekte, die mir im Vorfeld interessant erschienen waren, der Realität des Feldes nicht entsprachen und fallengelassen werden mussten. Nach einer vorläufigen Auswertung des ersten Interviews entschied ich mich dazu, vor allem biographisch-sozialisatorischen Fragestellungen nachzugehen, bei denen die Meditationserfahrungen im engeren Sinne eher indirekt eine Rolle spielen. Mein Forschungsinteresse umfasste dabei u.a. die folgenden Aspekte: Wie gelangen Menschen auf einen „spirituellen Weg“? Was ist dem Beginn der Meditationspraxis vorangegangen? Was erhoffen sie sich von ihrer Übungspraxis? Welche Rolle spielen Meditationsgruppe und Meditationslehrer bei diesem Prozess? Inwieweit verändert die Meditation das Leben der Übenden? Usw. Für mich war es nicht leicht, aus der Vielzahl dieser spannenden und interessanten Aspekte, die sich in den Interviews fanden, einige wenige zur genaueren Bearbeitung auszuwählen. Das Aussparen von bestimmten wiederkehrenden Motiven, Begründungsfiguren und Entwicklungen, die der Meditationspraxis vorangegangen waren, erschien mir oftmals als unzulässige Verkürzung. Insofern hatte ich mich – vorläufig – dazu entschieden, im Rahmen meiner Arbeit in einer Art „Hintergrunderzählung“ typische biographische Verläufe auf dem Weg zur Meditation, Entwicklungen nach dem Beginn der Meditationspraxis

sowie mögliche Auswirkungen des Übens in groben Zügen zu umreißen, um dann einige Aspekte besonders hervorzuheben und detaillierter darzulegen. Vor allem wollte ich untersuchen, welche Konflikte durch den Eintritt in eine „spirituell“ orientierte Lebenswelt mit anderen alltagsweltlichen Kontexten entstehen können, welche Strategien Betroffene im Umgang mit solchen Konflikten anwenden und auf welche Weise es ihnen gelingt, Passung zwischen den verschiedenen Lebensbereichen herzustellen. Dabei versuchte ich herauszuarbeiten, wie in diesem Prozess der Herstellung von Passung verschiedene Diskursformen in der Kommunikation über Meditation zur Anwendung kommen.

#### **4.2. Die „Untersuchungsstichprobe“: Theoretical Sampling**

Größe und Zusammensetzung der Stichprobe sind in den Anfangsphasen des Forschungsvorhabens nicht festgelegt. Typischerweise stellt sich zunächst die Frage nach einer Kontaktperson, durch die ein erster Zugang zum Feld oder zur Thematik hergestellt werden kann. Oftmals gibt es bereits im Vorfeld eine der Forscherin oder dem Forscher bekannte Person mit entsprechender Expertise, die sich für ein erstes Gespräch anbietet. Eine solche Person kann bei der eigenen Konzeptualisierung und Erkundung des Forschungsfeldes äußerst hilfreich sein. Nach dieser Annäherung wird dann sukzessiv über die weitere Auswahl von empirischen Quellen – Feldkontext, Beobachtungs-/ Teilnahmemöglichkeiten, Interviewpartnerinnen und -partnern, Feldmaterialien etc. – entschieden. Bei der Auswahl weiterer „Fälle“ geht es vor allem um die Fortentwicklung und Kontrastierung der gefundenen Phänomene. Das Ziel besteht demzufolge nicht darin, möglichst konvergente Sichtweisen zu finden, um das erstellte Modell zu bestätigen, sondern im Sammeln von Information aus unterschiedlichen Perspektiven („Differenzinformation“), um zu einer plastischen und umfassenden Darstellung der interessierenden Phänomene zu gelangen.

##### **Beispiel „Meditation“: Indizien sammeln – auf der Suche nach dem „Kontrastfall“**

Nachdem ich mich dazu entschieden hatte, meinen ersten Feldkontakt zu einer Zen-Gruppe zu knüpfen, ergab sich bereits in einem ersten Telefonat ein Interviewtermin. Mein Ansprechpartner am Telefon erklärte sich spontan bereit, mit mir über Zen zu sprechen und mir eine kurze praktische Einführung in die Übung des Zen zu geben. Dieser Interviewpartner sollte für mich im Verlauf des Forschungsprozesses eine wichtige Rolle bei der Vermittlung weiterer Kontakte bekommen. So stellte er für mich die Verbindung zu meiner zweiten Interviewpartnerin her – einem langjährigen Mitglied der Gruppe. Ein drittes Interview ergab sich, als eine Teilnehmerin von meiner Untersuchung hörte und sich mit dem Hinweis, sie habe zu diesem Thema viel zu erzählen, für ein Gespräch anbot. Ein besonderes Problem bestand für mich darin, dass bei den regelmäßigen Treffen der Meditationsgruppe nur sehr wenig gesprochen wird. Mit Betreten des Meditationsraums tritt ein Schweigegebot in Kraft. Verbale Kommunikation beschränkt sich daher auf einige kurze Phasen vor Beginn und nach Ende der Meditation. Diese kurzen Sequenzen boten nicht den geeigneten Rahmen, um eine ausreichende Entscheidungsbasis dafür zu bekommen, wer sich als „Kontrastfall“ für meine weitere Datensammlung eignen könnte. So beruhte meine nächste Sampling-Entscheidung auf der folgenden Begebenheit: Ich wurde auf einen Teilnehmer aufmerksam, der vor Beginn der Meditation ironisch über seine vermeintlichen zen-induzierten übernatürlichen Fähigkeiten witzelte. Da ich derartige Witzeleien bei keinem der anderen Interviewpartner und -partnerinnen gehört hatte, vermutete ich, dass sich hinter dieser scherzhaften Bemerkung eventuell eine andere geistige Haltung gegenüber der Zen-Praxis

verbergen könnte. Von daher entschied ich mich dazu, ihn auf Grundlage dieser minimalen Information um ein Gespräch zu bitten – was sich auch tatsächlich auszahlen sollte. Es wird deutlich, dass in dieser speziellen Situation bei der Auswahl von Gesprächspartnerinnen und -partnern auch ein wenig Glück dazugehört. Ein weiteres Gespräch wurde mir wieder von meinem ersten Ansprechpartner vermittelt. Es bot sich dabei die Chance, mit einem prominenten Zen-Lehrer zu sprechen. Dieses Gespräch eröffnete mir in vielerlei Hinsicht neue Perspektiven und war von daher als Kontrast zu den bisher gesammelten Daten sehr gut geeignet. Im Anschluss daran erschien es mir sinnvoll, „meine“ Zen-Gruppe mit einem anderen spirituellen Weg zu vergleichen, um auf diese Weise die spezifischen Besonderheiten und Charakteristika der Zen-Gruppe besser konturieren zu können. Zu diesem Zweck führte ich ein Interview mit einer Vertreterin einer Mantra-Yoga-Tradition. Hier zeigte sich, dass sich viele ihrer Sichtweisen und Darstellungen von denen der Zen-Praktizierenden erheblich unterschieden. Trotz dieses „Ausflugs“ blieb die Zen-Meditation der Fokus meiner Forschung. Bei der Auswertung der „Zen-Interviews“ hatte sich herausgestellt, dass viele Übende ihre Identität als Zen-Meditierende sehr wenig nach außen tragen. Insofern erschien es mir interessant, ein weiteres Gespräch mit einem Zen-Meditierenden zu führen, der seine Zugehörigkeit zu einer Zen-Gruppe in stärkerem Maße öffentlich macht. Bei meiner Recherche stieß ich auf einen „bekennenden“ Zen-Mönch, der sich zu einem Gespräch bereit fand. Interessanterweise fiel der von mir antizipierte Kontrast auf der Dimension „Öffentlich-Machen“ relativ gering aus. Andere Kontraste erwiesen sich im Nachhinein als wesentlich ertragreicher. Diese Ausführungen machen deutlich, dass das Sampling besonders bei den Mitgliedern meiner meist recht schweigsamen Zen-Gruppe zum einen von den Vermittlungsbemühungen meines ersten Ansprechpartners abhing, zum andern aber auch Zufall und Glück eine Rolle spielten. Das zeigt sich auch daran, dass meine antizipierten Vorstellungen über mögliche Kontraste zwischen den verschiedenen Interviewpartnern zumeist nur bedingt der späteren Darstellung im Gespräch entsprachen. Hinzufügen möchte ich noch, dass ich im Rahmen des Theoretical Sampling auch einige Ideen verfolgt habe, die sich nicht verwirklichen ließen. So hätte ich zum Beispiel gern mit einem Zen-Aussteiger und/oder einem Zen-Anfänger gesprochen. Erstere waren kaum zu erreichen oder für ein ausführliches Gespräch über Zen nicht zu begeistern, letztere fühlten sich oft nicht fortgeschritten genug, um etwas „Substantielles“ beitragen zu können. Insofern rekrutiert sich meine Stichprobe von Gesprächspartnern und -partnerinnen nahezu ausnahmslos aus „Meditations-Experten“ und „-Expertinnen“.

### 4.3. Der Feldzugang

Im Rahmen des hier skizzierten Forschungsstils wird die Geschichte der Kontaktgewinnung zum Untersuchungsfeld und die weitere Kontaktentwicklung als problembezogene Information über den Forschungsgegenstand betrachtet. Die Art und Weise des Kontaktaufbaus, Reaktionen im Feld auf die Forscher/-innen und verschiedene Kontaktqualitäten können wesentliche Charakteristika, Konzepte, Haltungen etc. der Untersuchungspartner widerspiegeln. Berücksichtigt werden dabei Verhaltensweisen, Zielsetzungen und Interaktionen sowohl auf Seiten der Feldmitglieder als auch auf Seiten der Forscherin oder des Forschers. Am Beginn steht zunächst eine forscherseitige Fremdheit und Unkenntnis bezüglich des Untersuchungsfeldes, d.h. er/sie ist mit expliziten und impliziten Interaktions- und Kommunikationsreglementen nur unzureichend vertraut. Insofern kommt es fast unvermeidlich zu (Handlungs-) Fehlern. Aber auch und gerade solche „Fehlritte“ können helfen, Gegenstandscharakteristika zu erschließen, indem z.B. anlässlich der Regelverstöße des Forschers implizite Verhaltensregeln zur Sprache gebracht, aufgedeckt werden. Weiterhin ist die *Entwicklung* der Beziehungen und ihrer Qualität zu den Mitgliedern des Untersuchungsfeldes im Laufe des Forschungsprozesses bzw. der Anwesenheit im Feld interessant und wichtig: „Unkenntnis bei Lernbereitschaft“ eines Forschers/einer Forscherin mögen für die Feldmitglieder am Beginn des Kontakts sozial akzeptabel sein – im

Laufe der Zeit wird vom Forscher oder der Forscherin jedoch zunehmend verlangt, dass er/sie „Bescheid weiß“ und „Position bezieht“.

### **Beispiel „Meditation“: Auf Entdeckungsreise in fremden Welten**

Meine Entscheidung, mich zunächst mit Zen (und nicht mit anderen Meditationsformen) auseinanderzusetzen, beruhte auf verschiedenen Überlegungen. Zunächst ist die Tatsache zu nennen, dass ich im Vorfeld bereits einiges über Zen und Zen-Buddhismus gelesen hatte und mir eine ungefähre Vorstellung von dem machen konnte, was mich erwarten würde. Zudem hatte ich beim Zen keine Zweifel an der „Seriosität“ des Angebots (so mancher „spirituellen“ Gruppierung werden in den Medien sektenähnliche Strukturen nachgesagt). Ein weiterer Grund lag schlicht und einfach darin, dass die Treffen der Gruppe für mich zeitlich und räumlich günstig gelegen waren. Eine erste Kontaktaufnahme erfolgte telefonisch. Wie bereits dargestellt, wurde direkt in diesem ersten Telefonat ein Termin für ein Interview und eine kurze Einführung in die Praxis der Zen-Meditation vereinbart, die mich in die Lage versetzen sollte, zukünftig an den regelmäßigen Meditationstreffen der Gruppe teilzunehmen. Diese Einführung beinhaltete z.B. den streng formalisierten und ritualisierten Ablauf der Meditation, die Bedeutung der verschiedenen akustischen Signale (z.B. Gongs) und die korrekte Sitzhaltung auf dem Meditationskissen. Eine solche Vorbereitung war für meine aktive Teilnahme an den Sitzungen nötig, da die Meditation im strengen Schweigen abgehalten wird – Rückfragen sind im Meditationsraum nicht möglich. Ein erster Zugang war also schnell geschaffen – eine solche unkomplizierte Zugangsmöglichkeit sollte sich als charakteristisch für die Gruppenstruktur erweisen – und ich nahm in regelmäßigen Abständen an den Treffen der Gruppe teil. Dennoch wurde für mich zunehmend offenkundig, dass ich in der Zen-Praxis nicht heimisch wurde. Mögliche Gründe dafür sind zahlreich: Zunächst fiel es mir schwer, mich an die strenge Ritualisierung und Formalisierung der Zen-Praxis zu gewöhnen, vieles erschien mir steif und förmlich. Oftmals hätte ich mir mehr Möglichkeiten gewünscht, mich mit meinen (Anfänger-) Meditationsproblemen mit anderen austauschen zu können. Hinzu kommt, dass für mich kein Meditationslehrer als Ansprechpartner für Probleme und Unsicherheiten greifbar war. Zum damaligen Zeitpunkt kam ich zu dem Schluss, dass der Zen-Weg für mich nicht der richtige ist. Insofern bildet meine eigene kurze „Zen-Biographie“ einen potentiell themenbezogen deutbaren Kontrast zu den Biographien meiner Interviewpartnerinnen und -partner, die alle eine große Sicherheit gewonnen haben, dass Zen für sie ein geeigneter Übungsweg ist.

Meine Annäherung an ein weiteres spirituelles Forschungsfeld, Mantra-Yoga, nahm demgegenüber einen anderen Verlauf. Der Ablauf der Meditationssitzungen, die Übungsinhalte und die Praxis der Kommunikation über eigene Erfahrungen und Probleme unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von der Herangehensweise im Zen. So spielt zum Beispiel der Erfahrungsaustausch nach den verschiedenen Übungen eine wichtige Rolle, und viele Meditationen werden von der Lehrerin angeleitet. In diesem Kontext fühlte ich mich von Anfang an zu Hause. Dennoch spielte dieses Forschungsfeld in meiner Diplomarbeit nur eine untergeordnete Rolle. Mein Verhältnis zu diesen beiden „spirituellen Wegen“ lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Die „Welt des Zen“ war der Fokus meiner Arbeit und ist – trotz des problemlosen Zugangs – für mich weitgehend eine fremde Welt geblieben. Eine ganz andere Meditationsform wird in meiner Arbeit nur am Rande gestreift, ist für mich aber zu einem „spirituellen Zuhause“ geworden (vgl. dazu auch Abschnitt 4.5.).

Einen Aspekt möchte ich hier noch andeuten: Mein Zugang ins Feld ermöglichte mir nicht nur einen Blick auf eine fremde Lebenswelt, sondern war auch der Beginn meiner eigenen Meditationspraxis, die mir gleichermaßen Zugang zu neuen Erfahrungswelten eröffnete. Inzwischen ist Meditation ein wichtiger Teil meines Lebens geworden, den ich nicht mehr missen möchte. Indem ich also den „Weg ins Feld“ angetreten habe, mich auf dortige Praktiken, Eigenarten und Wertvorstellungen eingelassen habe und Beziehungen zu Mitgliedern der Meditationswelten eingegangen bin, wurde das ursprünglich wissenschaftliche Engagement zu

einem „existentiellen“. Die Grenze zwischen meiner Forschungsarbeit und meiner privaten Lebensführung und Weltanschauung ist in dieser Hinsicht für mich kaum noch auszumachen.

#### **4.4. Das Forschungstagebuch**

Von Beginn des Forschungsprozesses an sollte die Forscherin oder der Forscher eine für sich geeignete Form des „Forschungstagebuchs“ finden, in dem der Forschungsprozess dokumentiert wird. Ein solches Forschungstagebuch kann ein Schreibheft oder eine Datei auf dem PC sein, eine lose Zettelsammlung oder kann in ein Diktiergerät gesprochen werden – die Form spielt letztendlich keine Rolle. Wichtig ist hingegen, dass auf den Forschungsprozess bezogene Präkonzepte, Gedanken, Erlebnisse, Probleme, Memos, Gliederungen etc. zum frühestmöglichen Zeitpunkt festgehalten werden. Auch „informelle“ Informationen wie Tratsch und Klatsch aus dem Untersuchungsfeld, nächtliche Träume im Zusammenhang mit dem Thema oder der Arbeit daran, überraschende Ereignisse, Reaktionen aus dem eigenen privaten Umfeld auf die Auseinandersetzung mit dem Thema u.Ä. sollten Eingang in das Forschungstagebuch finden. Zum einen hilft eine solche Verschriftlichungs-Disziplin bei der fortlaufenden Explikation und Dokumentation des Forschungsprozesses, zum anderen bietet das Forschungstagebuch die Möglichkeit, retrospektiv Entwicklungen zu erkennen und nachzuzeichnen, was für die Modellbildung und Datenauswertung von großem Nutzen sein kann. Das Forschungstagebuch sollte dabei ein „privates Dokument“ bleiben und nicht öffentlich gemacht werden. Auf diese Weise können auch Schreibhemmungen und formale „Gestaltungszwänge“ (Breuer, 1996) leichter umgangen und die eigene Sichtweise relativ „unzensuriert“ festgehalten werden. Schreiben ist eine konstitutive Tätigkeit von Anfang an und beim Schreiben ist (zunächst) alles erlaubt!

##### **Beispiel „Meditation“: Ordnung und Chaos – die Geschichte eines Forschungstagebuchs**

Besonders in den Anfangsphasen meiner Forschungsarbeit – vor allem bei der ersten Kontaktaufnahme mit Feldmitgliedern, bei der Explikation und Diskussion meiner eigenen Präkonzepte sowie bei den ersten Besuchen im Feld – hat das Forschungstagebuch für mich eine wichtige Rolle gespielt. Meine ursprünglichen Sichtweisen, (Vor-) Urteile und Interessenschwerpunkte im Hinblick auf das Forschungsthema sind inzwischen vielfach von neuen Eindrücken und Erfahrungen überlagert und ließen sich ohne die Aufzeichnungen sicher nicht mehr angemessen rekonstruieren. Anhand meines Forschungstagebuchs lässt sich meine eigene Sozialisationsgeschichte und damit das Heimisch-Werden bzw. Nicht-Heimisch-Werden in den verschiedenen „Meditationswelten“ gut nachvollziehen. In Bezug auf die Form der Einträge im Forschungstagebuch habe ich mit verschiedenen Formen experimentiert. Zunächst erschien es mir sinnvoll, eine schnelle und unkomplizierte Form der Aufzeichnung zu wählen, um die „Zugangsschwelle“ zum Schreiben möglichst niedrig zu halten. Ich entschied mich daher dafür, aufkommende Gedanken spontan auf Zetteln festzuhalten und diese in einem Ordner zu sammeln. Mit der Zeit musste ich jedoch feststellen, dass eine solche „Zettelwirtschaft“ bei mir eine gewisse „Chaosneigung“ zu Tage brachte, die einer geordneten Sammlung der verschiedenen Materialien nicht gerade förderlich war. In einer zweiten Phase meiner Tagebuchführung begann ich, Tagebucheinträge am PC zu verfassen, um auf diese Weise besser den Überblick über die verschiedenen Texte zu behalten. Tatsächlich disziplinierte die Benutzung des Computers meine Arbeitsweise erheblich. Allerdings war diese neue Form der Tagebuchführung für mich mit anderen Nachteilen verbunden: Die Zugangsschwelle zum Schreiben war um einiges höher geworden, und Aufzeichnungen wurden seltener. Zudem

gerieten die Texte ein wenig zu „offiziell“ - der Computer schien bei mir das Gefühl hervorzurufen, man müsse „druckreife“, wohl formulierte Texte produzieren, und es wurde für mich schwerer, spontane und unzensierte Darstellungen zu formulieren. In einer dritten Phase fand ich dann endlich eine für mich geeignete Form des Tagebuchs: ein großes gebundenes Buch mit einigen hundert unbeschriebenen Seiten im DIN A4-Format. Dieses Buch verhinderte das anfängliche Zettelchaos und ermöglichte trotzdem eine ungezwungene Form, Gedanken, Impressionen, Ideen etc. festzuhalten. Feldmaterialien, Zeitungsartikel usw. konnten beigelegt werden. Natürlich gibt es nicht eine einzige allgemeingültige und richtige Version, wie man ein Forschungstagebuch führen soll, sondern lediglich verschiedene Varianten, die den einzelnen Forscherinnen und Forschern unterschiedlich gut entsprechen. Beim Experimentieren mit verschiedenen Formen wird der einzelne/die einzelne eine für sich passende Form finden können.

#### **4.5. Gespräche mit Feldmitgliedern – „Interviewen“**

Gespräche mit Feldmitgliedern (vom Thema/Problem „Betroffenen“, „Experten“, „signifikanten Beobachtern“ o.Ä.) spielen im Rahmen qualitativer Untersuchungen eine wichtige Rolle. Technisch werden diese explorativen Gespräche in der Regel als „Interviews“ bezeichnet. Im Folgenden sollen einige allgemeine Charakteristika der Interviewpraxis im Rahmen des hier dargestellten Forschungsstils skizziert werden. Eine Darstellung verschiedener Interviewtypen mit ihren jeweiligen theoretischen und konzeptionellen Besonderheiten würde an dieser Stelle zu weit führen (vgl. dazu z.B. Hopf, 2000). Zunächst ist es wichtig herauszuheben, dass Interviewen im hier vorgestellten Forschungskonzept nicht mit dem „Abarbeiten“ eines im Voraus zusammengestellten Fragenkatalogs gleichzusetzen ist. Vielmehr wird darauf Wert gelegt, den Interviewpartner oder die Interviewpartnerin als Experten für den jeweiligen thematischen Bereich zu begreifen. Im Kontakt mit den Feldmitgliedern vermeiden wir den Begriff „Interview“ und verwenden stattdessen den Begriff „Gespräch“. Das Wort „Interview“ ruft bei den Untersuchungspartnerinnen/-partnern oftmals die Vorstellung eines „Frage-Antwort-Spiels“ hervor, wie man es zum Beispiel aus Fernseh- oder Rundfunkinterviews kennt. Der Forscher/die Forscherin sollte deutlich machen, dass der Interviewpartner/die Interviewpartnerin als Experte/Expertin für den jeweiligen Themenbereich angesehen wird und diesbezügliche Darstellungen und Erzählungen nach eigenen Relevanz-Gesichtspunkten interessieren. Der Interviewer/die Interviewerin nimmt in einem solchen Gespräch häufig die Position eines „interessierten und teilinformierten Laien“ (Breuer, 1996) ein. Vor diesem Hintergrund soll der Interaktionsmodus durch Alltagsnähe, inhaltliche Offenheit und Flexibilität gekennzeichnet sein. Der Gesprächspartner wird ermutigt, eigene Strukturierungs- und Themenvorschläge zu machen, über seine individuell-persönlichen Erfahrungen zu berichten und problemrelevante Geschichten zu erzählen. Im Vorfeld des Gesprächs kann der Interviewer durchaus einen **Interviewleitfaden** erstellen, in dem wichtige anzusprechende Themenbereiche und Fragen festgehalten sind. Dieser Leitfaden dient als Gedankenstütze, im Idealfall tritt er im Laufe des Gesprächs mit dem Interviewpartner zunehmend in den Hintergrund. Diese Form der Interviewführung ist mit bestimmten Anforderungen an den Interviewer verbunden: Er muss offen sein für die Erzählungen und Schwerpunktsetzungen des Gegenübers und flexibel auf unerwartete Wendungen oder Sichtweisen reagieren können. Erfahrungsgemäß erfordert es einige Übung, bevor sich ein angemessener persönlicher Stil des Interviewens entwickelt hat. Im Anschluss an das Gespräch werden für die spätere Auswertung schriftliche Versionen der Interviews (sog. **Transkripte**) erstellt.



### **Beispiel „Meditation“: Zen in der Kunst des Zuhörens**

Meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner erwiesen sich als sehr auskunftsfreudig und kooperativ – insofern ist es kein Wunder, dass ich mich als Interviewerin in der Gesprächssituation nahezu ausnahmslos wohl gefühlt habe. Zumeist war es nicht allzu schwer, einen geeigneten Anfang zu finden und erzählgenerierende Fragen zu stellen. Dennoch konnte ich es nicht vermeiden, in diverse Fettnäpfchen zu treten oder den Gesprächspartnerinnen und -partnern mit Ideen und Konzepten auf den Leib zu rücken, die diese weit von sich wiesen. Solche Fauxpas wirkten sich allerdings auf die Atmosphäre des Gesprächs nicht negativ aus – derartige Fehlritte erwiesen sich im Gegenteil als informativ hinsichtlich der eigenen Konzeptualisierung des Problembereichs. Mein Status als interessierte Forscherin und potentielle Zen-Aspirantin erwies sich als hilfreich: Ich war ausreichend informiert, um als Gesprächspartnerin über Meditation ernst genommen zu werden, allerdings nicht so weit eine Insiderin bzw. Expertin, dass solche „Fehler“ und Wissenslücken übel genommen wurden. Hilfreich war natürlich auch, dass mit der wachsenden Erfahrung als Interviewerin meine Kenntnis der besprochenen Themen immer reichhaltiger und detaillierter wurde. Dies führte auf meiner Seite zu einer größeren Sicherheit in der Gesprächsführung. In der Vorbereitung auf ein Interview erstellte ich jeweils einen Interviewleitfaden, auf dem drei bis vier Themenbereiche aufgeführt waren (wie z.B. „Der Weg zum Zen“, „Lehrtätigkeit“, „Meditationspraxis“), zu denen ich jeweils einige Stichpunkte aufgeführt hatte, die ich auf jeden Fall ansprechen wollte. Diese skelettartige Ausarbeitung des Leitfadens erleichterte eine flexible Gesprächsführung und erlaubte es, spontan auf den Gesprächsverlauf zu reagieren. In meinen Augen beruht gelungene Interviewführung allerdings nicht nur auf der Kunst, angemessene Fragen zu formulieren, sondern ebenso sehr auf der Kunst, gegebenenfalls *keine* Fragen zu stellen! Nach meiner Erfahrung wird der Mut zur Pause fast immer mit spannenden Ausführungen, Gedankengängen und Anekdoten belohnt. Ich kann nur dazu ermutigen, den Gesprächspartnerinnen und -partnern viel Raum für eigene Schwerpunktsetzungen und Strukturierungen des Gesprächsverlaufs zu lassen – auch wenn diese auf den ersten Blick vielleicht gar nicht unbedingt „zum Thema“ gehören. Dabei kann es sich um einen Fehlschluss handeln, der erst bei der Auswertung der vermeintlich „wertlosen“ Passagen zu Tage tritt. Insgesamt gehören für mich die Gespräche mit den Meditierenden zu den absoluten „Highlights“ meiner Forschungsarbeit. Ich habe die teilweise über Stunden dauernden Gespräche mit faszinierenden Menschen als große Bereicherung empfunden. Die Einblicke, die meine Gesprächspartnerinnen und -partner mir in ihr Leben und ihre Meditationspraxis gewährten, begleiten mich auch noch nach Abschluss meiner Diplomarbeit.

#### ***4.6. Teilnahme und Beobachtung***

Eingangs wurde bereits beschrieben, dass der Forscher oder die Forscherin sich „vor Ort“ begibt, um die jeweilige soziale Welt im Rahmen *teilnehmender Beobachtung* zu beschreiben. Die Beobachtung erfolgt dabei *unverdeckt* und *unstandardisiert*. Als Teilnehmer am Geschehen und Beobachter des Geschehens stellt die Anwesenheit des Forschers oder der Forscherin einen Eingriff in den sozialen Kontext des Feldes dar. Insofern muss das Forschungsinteresse in den Augen der Feldmitglieder gerechtfertigt sein, damit sie diese Anwesenheit akzeptieren bzw. mit dem Forscher kooperieren. Dabei nimmt der Forscher eine bestimmte Rolle und Position im Feld ein – z.B. als stummer Beobachter oder aktiver Teilnehmer, als gutwilliger Lernender, unterstützender Begleiter, potentielle Kontrollperson o.Ä. Zu berücksichtigen ist, dass die Präsenz des Forschers Einfluss auf ablaufende Interaktionen im Feld haben kann (es werden beispielsweise heikle Themen vermieden, Abläufe beschönigt etc.). Das Ziel der Beobachtung liegt in der Beschreibung von im Feld ablaufenden Interaktionen und der Reflexion der durch die

Präsenz des Forschers auftretenden Veränderungen. Zur Aufzeichnung eignen sich z.B. Video- und Tonbandaufnahmen, die im Gegensatz zu schriftlichen Beobachtungsprotokollen einen größeren Spielraum für die spätere Auswertung lassen. Bei der schriftlichen Dokumentation der Situationen und Abläufe stellen sich eine Reihe von Problemen: Was soll man aufzeichnen? Wen soll man beobachten und wann? Kann die Aufzeichnung parallel zum Geschehen erfolgen? Etc. - In den meisten Fällen dürfte die Anwesenheit eines permanent mitschreibenden Beobachters Irritationen hervorrufen. Darüber hinaus muss man sich bewusst machen, dass jedes Beobachtungsprotokoll naturgemäß selektiv ist und beeinflusst wird durch die Perspektive, die Präkonzepte und die Theorien des Forschers.

**Beispiel „Meditation“:  
Denken vs. Nichtdenken – ein Beobachtungsdilemma**

Bei meiner ersten Teilnahme an einer Zen-Meditation eröffnete sich mir eine fremd anmutende Welt: In einem karg möblierten Raum folgten die Anwesenden in konzentriertem Schweigen einer genau festgelegten Abfolge aus Verbeugungen, akustischen Signalen, Sitzmeditationen, Gehmeditationen und Rezitationen. Der fest strukturierte Ablauf erwies sich zunächst als sehr hilfreich für genaue Beobachtungen. Da es nicht möglich war, während des Geschehens Aufzeichnungen zu machen, mussten die Ereignisse im Nachhinein aus dem Gedächtnis rekonstruiert werden. Die feste Abfolge der verschiedenen Handlungen bot dafür ein gut handhabbares Gerüst. In den langen Phasen der Sitzmeditation schien – von außen betrachtet – kaum etwas zu passieren. Während dieser Zeit ließen sich die gewonnenen Impressionen ordnen und ein Gefühl für die „Raumatmosphäre“ entwickeln. Erstaunlich war für mich, wie viel es in dieser „reizarmen“ Umgebung zu registrieren und zu beobachten gab! Recht schnell sah ich mich jedoch mit einem Dilemma konfrontiert, für das ich keine wirklich zufrieden stellende Lösung gefunden habe: Die Beobachtungs-Charakteristik macht eine *Teilnahme* im vollen Sinn unmöglich. Als teilnehmende Beobachterin war es mein Ziel, an den Aktivitäten der Gruppe teilzunehmen und Meditation am eigenen Leibe zu erfahren. Nun ist man in der Meditation bestrebt, das diskursive und begriffliche Denken außer Kraft zu setzen und Gedanken, Ideen und Bilder nicht festzuhalten (um so zu tieferer Erkenntnis und/oder erweiterten Bewusstseinszuständen zu gelangen). Es ist nahe liegend, dass mein ständiges Registrieren von Abläufen im Meditationsraum, die Selbstbeobachtung und der innere Imperativ, sich möglichst viele Details vorangegangener Interaktionen für die Feldprotokolle zu merken, mich in meinen Meditationsbemühungen erheblich behinderten. Ich habe diese einmal eingenommene „Außenperspektive“ auf mein eigenes Meditieren im Zen niemals wieder richtig verlassen können. Dieses Beispiel verweist auf ein prinzipielles Problem der teilnehmenden Beobachtung: Die Annahme, man könne an den Interaktionen in einem Untersuchungsfeld im vollen Umfang teilnehmen und gleichzeitig eine (distanzierte) Beobachterposition einnehmen, ist paradox.

In dem zweiten „spirituellen Forschungsfeld“ nahm die Entwicklung meiner Beobachterrolle einen anderen Verlauf: Hier decken meine Beobachtungsprotokolle lediglich die ersten Meditations-sitzungen ab. In dem Maße, wie ich in der Meditation heimisch wurde und eine „Innenperspektive“ einnahm, verschwand die Motivation, die Ereignisse und meine eigenen Erfahrungen während der Meditation festzuhalten – erst damit wurde für mich ja eine „echte“ Teilnahme an den Übungen möglich. So versiegen die Aufzeichnungen, ohne dass ich jemals bewusst entschieden hätte, das Protokollschreiben einzustellen. Mein Eindruck ist, dass meine weitgehend erhalten gebliebene Außenperspektive auf die Zen-Praxis es mir leichter machte, einen „fremden Blick“ auf die Ereignisse im Feld und die Darstellungen meiner Interviewpartnerinnen und -partnern zu bewahren sowie Selbstverständlichkeiten des Feldes zu hinterfragen.

#### 4.7. Die Datenauswertung

Die Auswertung stützt sich auf die Interpretation der Interviewtranskripte und Beobachtungsprotokolle. Dabei erweisen sich die Kodierverfahren aus dem Repertoire der Grounded Theory als nützlich. Am Anfang steht dabei das **offene Kodieren**. Hier werden auf Basis kleiner und kleinster Textausschnitte „unzensierte“ Assoziationen, Ideen und mögliche Konzepte zur Be-/Deutung des Gesagten bzw. Beobachteten gesammelt. In weiteren Kodierdurchgängen werden dann Präzisierungen, Selektionen, Fokussierungen vorgenommen und relevante Dimensionen gesammelt. Mit Hilfe des sog. **axialen Kodierens** werden die ersten Kodierungen verfeinert und ausdifferenziert und damit in den Status von Kategorien erhoben. Hilfreich ist in diesem Zusammenhang das sog. **Kodierparadigma**, mit dessen Hilfe sich die Kategorien unter dem Gesichtspunkt einer Logik sozialen Handelns ordnen lassen und das dazu anregt, theorierelevante Fragen an die auszuwertenden Texte zu stellen. Betrachtet bzw. herausgearbeitet werden sollen in diesem Zusammenhang *Bedingungen, Interaktionen zwischen den Akteuren, Strategien, Taktiken und Konsequenzen*. Zur weiteren Anregung des axialen Kodierens werden darüber hinaus bestimmte **Kodierfamilien** vorgeschlagen, die den Blick für die ablaufenden Phänomene schärfen sollen (z.B. Prozess-Familie, Typen-Familie, Strategiefamilie, Grad-Familie etc.). Dabei ist zu empfehlen, den Forschungsprozess bei jedem Schritt zur schriftlichen Dokumentation zu unterbrechen. Solche Dokumentationen und Verschriftlichungen werden im Rahmen der Grounded Theory-Prozeduren als **Memos** bezeichnet und können zur allmählichen Verfertigung eines **Modells** beitragen. Memos können alles Mögliche enthalten: neue Einfälle, entfernte Assoziationen, graphische Veranschaulichungen der Kategorien und ihrer Relation zueinander, entdeckte Probleme etc. In den Endphasen des Forschungsprozesses beginnt der Forscher oder die Forscherin auf Basis der erstellten Kategorien, Memos, Diagramme etc. mit dem **selektiven Kodieren**. Hier geht es darum, das zentrale Konzept des theoretischen Modells zu identifizieren, zu explizieren (die sog. „Kernkategorie“) und die übrigen Modellbestandteile um dieses theoretische Zentrum herum anzuordnen. Am Ende steht das Verfassen eines schriftlichen Ergebnisberichts.

##### Beispiel „Meditation“:

##### „...und plötzlich steht es neben Dir“ – Codes, Kategorien, Modelle

Bei der Datenauswertung orientierte ich mich weitgehend am Instrumentarium der Grounded Theory. Ich war in der komfortablen Situation, überwiegend ohne Zeitdruck arbeiten zu können. Codes, Kategorien und Modelle entwickelten sich bei mir in Schüben – während längerer Perioden kamen wenige neue Ideen auf. In solchen Phasen habe ich es als hilfreich empfunden, ein bisschen Abstand von der eigenen Arbeit zu gewinnen, um einige Zeit später mit einem „frischen Blick“ zu den Daten zurückzukehren. Dabei ergaben sich dann oft scheinbar wie von selbst neue Ideen und Modellierungen. Trotz der Fülle des Datenmaterials entstanden recht schnell erste brauchbare Codes und Kategorien. Beim Vergleich der verschiedenen Interviews zeigten sich schon früh gemeinsame Motive, Konzepte und biographische Verläufe, die sich theoretisch weiter ausarbeiten ließen. Auch Kontraste wurden bald augenfällig. Ich habe es als hilfreich empfunden, bereits in frühen Phasen der Auswertung vorläufige Modelle zu entwerfen, sie graphisch darzustellen und in Textform zu erläutern. Das frühzeitige Formulieren theoretischer Entwürfe kann helfen, spätere Schreibhemmungen und -blockaden zu verhindern. Um den Überblick zu behalten, erstellte ich regelmäßig thematisch geordnete Listen von Codes und Kategorien mit Verweisen auf entsprechende Textstellen. Als sehr hilfreich für die Auswertungsarbeit erwiesen sich auch kurze Inhaltsübersichten für die einzelnen Interviews, in denen in Tabellenform aufgeführt war, welche Informationen auf den einzelnen Transkriptseiten zu finden waren. Eine solche Katalogisierung ersparte mir eine Menge Sucharbeit. Erste Kode-

und Kategorienlisten sowie Modellentwürfe waren dann direkt zur Hand, um sie mit neu erhobenen Daten zu vergleichen, zu ergänzen, abzuändern und/oder zu modifizieren.

#### **4.8. Computergestützte Analyse qualitativer Daten**

Aus den bisherigen Ausführungen ist ersichtlich, dass sich im Verlauf des Forschungsprozesses eine große Menge an schriftlichen Materialien ansammelt. Die Vielzahl an Interviewtranskripten, Memos, Codenotizen, Beobachtungsprotokollen etc. macht es nötig, die Texte in eine sinnvolle Ordnung zu bringen und den Zugriff auf die Daten gut zu organisieren. Ein Computer kann hierbei wertvolle Dienste leisten. Neben der Standard-Textverarbeitung gibt es Software, die speziell als Hilfestellung bei der Verwaltung und Auswertung qualitativer Daten erstellt wurde (vgl. Kelle, 2000). Solche Programme ermöglichen die Vernetzung der verschiedenen Textsorten und können helfen, den Überblick über das vorhandene Material zu behalten. Allerdings übernehmen die Softwarepakete naturgemäß nicht den kreativen Anteil der Arbeit. Sie leisten nicht die *Analyse* der Daten, sie helfen vielmehr lediglich bei ihrer *Ordnung* und *Strukturierung* sowie dem *Wiederfinden*. Dennoch: Das Verwenden solcher Software „adelt“ in den Augen mancher Mitglieder der sozialwissenschaftlichen Gemeinschaft das Ausüben qualitativer Methodik: Wenn es denn computerisiert durchgeführt ist, erscheint es „glaubwürdiger“ oder prestigeträchtiger zu werden.

##### **Beispiel „Meditation“: Schöne neue Computerwelt**

Die Verwendung spezieller Programme zur Verwaltung und Auswertung qualitativer Daten kann einen hohen praktischen Wert haben. Bei meiner eigenen Forschungsarbeit habe ich bei der Auswertung meiner ersten beiden Interviews mit dem Programm ATLAS/ti gearbeitet. Meine Erfahrung dabei war, dass besonders die Möglichkeit Textstellen aus verschiedenen Interviews, Memos und andere Materialien miteinander zu verknüpfen, sehr hilfreich bei der Strukturierung und Vernetzung der verschiedenen Textmaterialien sein kann. Diese Funktion erleichtert es dem Forscher oder der Forscherin, Codes und Kategorien auf einem höheren Abstraktionsniveau zu bilden und sich von den einzelnen Texten stärker zu lösen. Das Programm leistet wertvolle Hilfe bei der Organisation der Datenmengen. Bei mir ergab sich aufgrund eines Rechner-Defekts das Problem, dass meine Daten eines Tages von der Festplatte verschwunden waren. Damit war meine ATLAS/ti-Karriere – zumindest soweit es meine Meditationsforschung betrifft – abrupt beendet. Meine weitere Auswertungsarbeit verlief nach „traditionellerem Muster“, d.h. ich erstellte mir andere Ordnungssysteme, wie zum Beispiel thematisch geordnete Codelisten mit Verweisen auf die entsprechenden Textstellen. Meiner Ansicht nach ist die Beantwortung der Frage, ob man eine spezielle Software zur Hilfe nehmen soll, auch von den persönlichen Vorlieben des Forschers oder der Forscherin abhängig. Ich selbst habe Spaß daran, meine Interviewtranskripte zu durchforsten, Notizen und Unterstreichungen zu machen, kreuz und quer zu lesen usw. Inwieweit die Arbeit mit dem Rechner als gewinnbringend erlebt wird, hängt sicherlich stark von dem jeweiligen persönlichen Stil und auch von der Kompetenz in der Verwendung des Programms ab – bis man ein Programmpaket wie ATLAS/ti hinreichend sicher verwenden kann, erfordert es einige Übung und Einübungs-Zeit.

## 5. Gütekriterien qualitativer Forschung

Zum Problem der Gütekriterien qualitativer Sozialforschung werden unterschiedliche Positionen vertreten. Auf der einen Seite gibt es Vorschläge, die Standard-Beurteilungskriterien des quantitativen Forschungsmodells für die qualitative Forschung in modifizierter Weise zu übernehmen. Das bedeutet, dass die Kriterien **Objektivität**, **Reliabilität** und **Validität** auf qualitative Forschungsschritte angepasst übertragen werden. Auf der anderen Seite finden sich Positionen, nach denen diese Kriterien vom Denkansatz her als für qualitative Forschung unangemessen betrachtet werden. Man geht dann davon aus, dass Forschungsprogramme ihre jeweils eigenen Bewertungsmaßstäbe mit sich bringen, dass ein „Über-einen-Kamm-Scheren“ unterschiedlicher Methodologien hinsichtlich der genannten Kriterien unangemessen ist.

Bezüglich der Art und des Spektrums an (sozial-) wissenschaftlichen Bewertungskriterien gibt es eine Vielzahl von Aspekten. Gerade haben wir die „innerwissenschaftlichen“ Kriterien angesprochen. Dabei geht es letztlich um die epistemologische Frage der Erkenntnisgewissheit bzw. -sicherheit. Hier ist – wie oben bereits angedeutet – zu sagen: Eine solche Sicherheit kann es prinzipiell nicht geben – egal, welche Prüf- oder Beweisverfahren man verwendet. Darüber hinaus werden weitere Beurteilungsdimensionen wissenschaftlicher Erkenntnisse diskutiert – etwa die ihrer praktischen Verwendbarkeit, Umsetzbarkeit oder auch die der „Performance“, der öffentlichkeitswirksamen Darstellung durch ihre Produzenten (vgl. systematischer Breuer & Reichertz, 2002).

Zusammenfassend: Sowohl prinzipiell erkenntnistheoretisch wie im praktischen Gebrauch innerhalb eines Forschungsprogramms einer Wissenschaftlergemeinschaft lässt sich nicht mit endgültiger Sicherheit für die „Güte“ bestimmter Erkenntnisse argumentieren. Andererseits ist es sinnvoll, einem Standpunkt des „anything goes“ – „alles ist möglich“ – in der wissenschaftlichen Methodik gewisse Grenzen zu setzen, da ansonsten der Scharlatanerie und dem Dilettantismus die Tür geöffnet wird. Wir plädieren in diesem Zusammenhang für die Sicherungen der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion durch qualitativ-methodisches Vorgehen, das auf **Transparenz**, **Selbst-/Reflexivität** und **Selbst-/Kritik** angelegt ist (vgl. Breuer 1996, S. 36ff.)

An dieser Stelle können diesbezüglich nur einige wenige Hinweise gegeben werden. Zunächst einmal sollte der Forschungsprozess für den Leser und die Leserin **transparent** und **nachvollziehbar** gemacht werden. Das umfasst die Darstellung des forschungspraktischen Vorgehens sowie die Dokumentation der Erhebungsmethoden und der zur Anwendung gekommenen Auswertungsverfahren. Eine weitere Forderung besteht in der nach **Gegenstandsangemessenheit** der verwendeten Verfahren. Dies beinhaltet die Frage der Indikation des qualitativen Vorgehens, der Methodenwahl und der Sampling-Entscheidungen – also eine Einschätzung, ob ein qualitativer Forschungsansatz in dem jeweiligen Fall geeignet ist, das Gegenstandsgebiet psychologisch angemessen zu erfassen und ob der Ansatz methodisch begründet realisiert wurde. Großer Wert sollte gelegt werden auf einen hinreichend reflektierten Umgang mit der eigenen **Forschersubjektivität** (d.h. also z.B. Explikation der eigenen Präkonzepte, Voreinstellungen, „Verstricktheiten“, personalen „Resonanzen“ etc.). Wichtig ist es, die Untersuchungspartner/innen mit ihren jeweiligen Werten, Einstellungen, Interessen etc. ernst zu nehmen. Auf die angemessene Rekonstruktion ihrer Sichtweisen sollte große Sorgfalt verwendet werden. Ausgeprägte (Selbst-) Reflexivität muss den gesamten Verlauf des Forschungsprozesses begleiten. Dabei sollen nicht nur die eigene Position und die Positionen der Untersuchungspartner/-innen hinterfragt werden, sondern auch sämtliche Entscheidungen im

Forschungsprozess (z.B. Wahl der Auswertungsmethoden, Wahl der Perspektiven, Wahl der Aufzeichnungsmedien etc.).

## **6. Lesetipps**

1. Der vorliegende Text erlaubt nur einen kleinen ersten Einblick in qualitative Forschungsmethodik. Im Folgenden geben wir daher einige Lesetipps für Leserinnen und Leser, die an einer Weiterführung und Vertiefung interessiert sind. Die gegebene Darstellung einer **qualitativen Psychologie** ist eng angelehnt an das folgende Buch:

*Breuer, F. (Hrsg.) (1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag.*  
Das Buch ist beim Verlag *vergriffen*. Im Internet ist der Text kostenfrei zugänglich, unter:  
<http://www.qualitative-forschung.de/publishing/modelle/psychologie/index.php>

Des Weiteren:

*Breuer, F. (1999): Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: Viel Verwirrung – einige Vorschläge. In N. Groeben (Hrsg.): Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie. Band I: Metatheoretische Perspektiven; 2. Halbband. Münster: Aschendorff Verlag 1999, S. 193-310.*

Eine Auswahl empirischer Studien, die mit qualitativer Methodik arbeiten – überwiegend aus Qualifikationsarbeiten – findet sich in:

*Breuer, F. (Hrsg.) (1999): Abseits!? Marginale Personen – prekäre Identitäten. Psychologische Erkundungen. Studien zur qualitativen Sozialwissenschaft, Band 1. Münster: Lit-Verlag.*

2. Einführende Darstellungen zu verschiedenen Aspekten und Ansätzen der **qualitativen Sozialforschung** (Forschungsparadigmen, Methodiken etc.) findet sich z.B. in:

*Denzin, N. K. & Lincoln, Y. S. (Eds.) (2000): Handbook of qualitative research, 2nd ed. Thousand Oaks, Cal.: Sage.*

*Flick, U., v. Kardorff, E., Steinke, I. (Hrsg.) (2005): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck: Rowohlt.*

3. Einführungen in die Methodologie und Methodik der **Grounded Theory** geben die folgenden Bücher:

*Glaser, B. & Strauss, A.L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.*

*Strauss, A.L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.*

*Strauss, A.L. & Corbin, J. (1999): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.*

4. Konkretere Eindrücke **ethnographischer Forschungsmethodologie** vermitteln z.B. die beiden Bücher:

*Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.*

*Hirschauer, S. & Amann, K. (Hrsg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.*

5. Zur Bedeutung der **Subjektivität** im Forschungsprozess und zur **Übertragung** und **Gegenübertragung** im Kontakt zwischen Forscher und Forschungsobjekt ist grundlegend:

*Devereux, G. (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.*

*Ellis, C. & Bochner, A.P. (2000): Autoethnography, personal narrative, reflexivity: Research as subject. In N. K. Denzin & Y. S. Lincoln (Eds.), Handbook of qualitative research, 2nd ed. (S. 733-768). Thousand Oaks, Cal.: Sage.*

6. Eine Sammlung von Internet-Links, Hinweisen auf wissenschaftliche Publikationen, Mailinglisten und andere Hilfsinstrumentarien aus dem Bereich der qualitativen Sozialforschung sowie der Zugang zu dem kostenfreien multidisziplinären internationalen Online-Journal "Forum Qualitative Sozialforschung - Forum: Qualitative Social Research - FQS" ist verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net>

## **7. Literatur**

Breuer, F. (1991): Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung. Münster: Aschendorff.

Breuer, F. (Hrsg.) (1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag. Verfügbar unter: <http://www.qualitative-forschung.de/publishing/modelle/psychologie/index.php>

Breuer, F. (2003): Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Research (Online-Journal), Bd. 4(2). Verfügbar unter: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03intro-3-d.html>

Breuer, F. & Reichertz, J. (2002): Wissenschaftskriterien. Eine Moderation. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Research (Online-Journal) , Bd. 2(3).  
Verfügbar unter:

<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-01/3-01breuerreichertz-d.htm>

Devereux, G. (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Glaser, B. & Strauss, A.L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.

Heeg, P. (1996): Informative Forschungsinteraktionen. In F. Breuer (Hrsg.): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hopf, C. (2005): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 349-360). Reinbek: Rowohlt.

Kelle, U. (2005): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In U. Flick; E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 485-501). Reinbek: Rowohlt.

Lettau, A. (2005): Die biographische und soziale Einbettung intensiver Meditationspraxis. Schriften zur Meditation und Meditationsforschung, Bd. 7. Frankfurt/M.: Lang.

Strauss, A.L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.

Strauss, A.L. & Corbin, J. (1999): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.